

Rückblick und Ausblick zum Dialog der EKD mit dem Ökumenischen Patriarchat

Petra Bosse-Huber¹



Mit dem Besuch Seiner Allheiligkeit des Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios in Deutschland im Mai 2017 haben wir nicht nur einen ökumenischen Höhepunkt unseres 500. Reformationsjubiläums, sondern ebenso einen besonderen Moment des orthodox-evangelischen Dialoges erlebt. Die Ehrung des Patriarchen durch die Evangelisch-Theologische Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen für sein ökumenisches, ökologisches und interreligiöses Engagement ließ dabei auch viele Leitmotive anklingen, die unseren bilateralen Dialog seit bald fünf Jahrzehnten prägen. In meinem Beitrag geht es mir nicht darum, möglichst viele Themenvorschläge für kommende Begegnungen zu unterbreiten; vielmehr möchte ich die spezifische Art und Weise unserer dialogischen Verständigung zu beschreiben suchen und vor diesem Hintergrund danach fragen, welche Aspekte unseres Dialoges aus meiner Sicht auch in Zukunft eine wichtige Rolle spielen sollten. Dass es diese Zukunft geben wird und soll, das haben der Ökumenische Patriarch und auch der Ratsvorsitzende ja selbst in ihren Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde hervorgehoben. Der Ökumenische Patriarch tat dies in seiner Rede² nicht nur indirekt, indem er den Impuls der reformatorischen Theologie der Freiheit als bleibende Aufgabe für die orthodoxe Theologie würdigte, sondern er äu-

¹ Bischöfin Petra Bosse-Huber ist seit dem Jahr 2014 Vizepräsidentin und Bischöfin des Kirchenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Sie leitet die Hauptabteilung Ökumene und Auslandsarbeit sowie das Amt der Union Evangelischer Kirchen in der EKD (UEK).

² Rede des Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde seitens der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, ÖR 66 (2017), 405 ff.

berte sich auch ganz explizit, indem er mit den folgenden Worten den evangelisch-orthodoxen Dialog als eine Art Fortsetzung des Reformationsjubiläums mit anderen Mitteln beschrieb:

„Die beste Art, des Reformationsjubiläums zu gedenken, ist, auf dem Weg der ökumenischen Verständigung fortzuschreiten.“

Mehr noch: Gemeinsam mit allen ökumenischen Geschwistern haben wir das Versprechen des Patriarchen dankbar begrüßt, das er in seiner Ansprache in der Stuttgarter Stiftskirche der Ökumene in Deutschland gegeben hat. Im Anschluss an die Würdigung der Kirchenbeziehungen zwischen Evangelischen und Orthodoxen auf Weltebene und europäischer Ebene erklärte er nämlich zum Beitrag der Orthodoxie zur Ökumene in Deutschland:

„Unsere Griechisch-Orthodoxe Metropole wird ihre ökumenische Zusammenarbeit noch mehr intensivieren, sowohl auf der Ebene der orthodoxen Kirchengemeinden, wie auch als Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, in den regionalen Arbeitsgemeinschaften und in den örtlichen ökumenischen Gremien, sowie in den gemeinsamen Kommissionen mit der Römisch-katholischen und der Evangelischen Kirche. Das gleiche empfehlen und erwarten wir auch von den anderen orthodoxen Diözesen und Gemeinden in Deutschland, im Geist der Beschlüsse des Heiligen und Großen Konzils von Kreta.“

In diesem Sinne nehme ich die Anregung gern auf, unseren Dialog darzustellen, indem ich einige charakteristische Züge unseres Gespräches betrachte, die aus meiner Sicht auch bedeutsam für die Zukunftsperspektiven unseres Gespräches sind.

Kontextbezogenheit der Gespräche

Eingangs möchte ich daran erinnern, wie stark kontextbezogen unsere Gespräche von Anfang an gewesen sind. Nicht als eine grundsätzliche Verständigung der orthodoxen mit der evangelischen Theologie wurde unser Dialog aufgenommen, sondern aus einem konkreten Anlass heraus in einer spezifischen soziokulturellen Situation:

Eine mittelbare Voraussetzung für unseren Dialog war die *Arbeitsmigration* griechisch-orthodoxer Christen nach Deutschland nach der Unter-

zeichnung des Abkommens am 30. März 1960 durch das damalige Königreich Griechenland und die Bundesrepublik über die Anwerbung griechischer Arbeitnehmer. Dieses sogenannte Anwerbeabkommen, das für dreizehn Jahre in Kraft war, veränderte rasch die konfessionelle Landschaft Westdeutschlands. Denn damals bildete sich, und damit bin ich schon bei den unmittelbaren Voraussetzungen unseres Dialoges, eine zentraleuropäische orthodoxe Diaspora und schon 1963 kam es zur Gründung der Zentraleuropäischen Griechischen Metropole.

Die Erfolgsgeschichte der Griechisch-Orthodoxen Metropole in Deutschland ist schon vielfach erzählt und zu Recht bekannt: Nachdem die erste Generation der griechischen Migranten die Erfahrung der kulturellen Entwurzelung, der sprachlichen und auch der geistlichen Fremdheit machte, entstanden Schritt für Schritt Netzwerke, die das miteinander Vertrautwerden förderten. Nachdem man auf deutscher Seite zunächst davon ausgegangen war, dass die sogenannten „Gastarbeiter“ nach wenigen Jahren wieder in ihre Heimat zurückgehen würden, ergab sich bald die Herausforderung, neben- und dann auch miteinander dauerhaft Leben zu gestalten.

Schauen wir uns die heutige Situation an, wird uns die große Leistung der Integration unmittelbar deutlich: Heute steht die Metropole an der Spitze panorthodoxer Strukturen, die orthodoxe Theologenausbildung ist in Deutschland ebenso wie der orthodoxe Religionsunterricht fest etabliert. Unser Dialog ist ein Raum gewesen, in dem Begegnung und Verständigung stattfand, in dem Netzwerke entstanden, die diese Entwicklungen kontinuierlich förderten und begleiteten. Als ein Name für viele andere soll hier nur der Bonner Patristiker Wilhelm Schneemelcher erwähnt werden, der dank seiner Verbindungen zum „Patriarchalischen Institut für Patristische Studien“ im Kloster Vlatadon in Thessaloniki schon früh enge Beziehungen mit der Griechisch-Orthodoxen Metropole pflegte.

Weitere frühe Anknüpfungspunkte waren die Orthodoxe Akademie Kreta, die in diesem Jahr – wie übrigens auch unser Dialog – ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiert. An diese Zusammenhänge erinnere ich nicht aus einem antiquarischen Interesse, sondern um die Vielfalt des theologischen und kirchlichen Beziehungsnetzes und zugleich den spezifischen Kontext zu beschreiben, aus dem heraus unser Dialog entstand.

Die bedeutet aus meiner Ansicht nach aber auch, dass alle Fragen nach der Richtung zukünftiger Zusammenarbeit den Kontext unserer Gespräche, die Einbettung der theologischen Verständigung in die zwischenkirchliche Begegnung und Arbeit, immer mit zu bedenken haben. Die besondere Struktur der Griechischen Metropole, die zugleich das Ökumenische Patriarchat vertritt, das der Diaspora vorsteht, gewährt die Anbindung sowohl an die besonderen Herausforderungen der Diaspora und zugleich die Rück-

bindung an das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel. Die Zusammensetzung der Kommissionen unserer Gesprächspartner hat diesen Doppelaspekt immer im Blick.

Durch diesen sehr spezifischen Bezug arbeiten wir miteinander – anders als etwa der Dialog des Lutherischen Weltbundes mit der Panorthodoxie – keine Lehragenda ab, sondern der Blick auf die Themen seit 1969 zeigt, dass sie vielfach in Rückbindung an konkrete kirchliche Bedürfnisse und Herausforderungen entweder der Diaspora oder der ökumenischen europäischen Debatten entstanden und entfaltet wurden; gerade die Begegnung mit der Orthodoxen Kirche hat unsere evangelische Theologie vor die Herausforderung gestellt, nicht nur über die Dialogfähigkeit, sondern auch über die Kontextbezogenheit der orthodoxen und der evangelischen Theologie nachzudenken, und für alle zukünftigen Themen und Arbeitsbereiche ist es mir ein großes Anliegen, diesen spezifischen Zusammenhang zu berücksichtigen.

Begegnung und Erfahrung als hermeneutische Faktoren unseres Dialoges

Die Kontextualität der Gespräche wird – damit komme ich zu meinem zweiten Punkt – hermeneutisch eingeholt, indem der Begegnungscharakter der Gespräche als wesentlich mitbestimmender Faktor (und nicht etwa allein als eine Begleiterscheinung) in unserem Dialog ernst genommen wird. Im vergangenen Jahr wurde mit Blick auf die Kontakte Tübingen/Konstantinopel vor fünf Jahrhunderten denn auch mehrfach zu Recht erklärt, heute befänden wir uns auch deshalb in einer anderen Situation als die Theologen damals, weil wir einander persönlich begegneten und uns nicht allein durch Briefe verständigten.

Dieser Aspekt wird zwar gern erwähnt, doch bei der sogenannten Auswertung ökumenischer Gespräche in der Regel wenig oder gar nicht als entscheidender Faktor berücksichtigt. Im Fall der Dialoge der Evangelischen Kirche in Deutschland mit den orthodoxen Patriarchaten ist aber nun gerade dieser Begegnungsaspekt von Anfang an als ein Faktor erkannt worden, dem ein entscheidendes, d. h. wirklich inhaltlich mitgestaltendes Gewicht zukommt.

In diesem Zusammenhang kommt dem Stichwort der *Erfahrung* eine zentrale Rolle zu. Unsere bilateralen theologischen Dialoge mit orthodoxen Kirchen bieten ein Alternativmodell zu einer allein auf Formelkompromisse und damit letztlich auf kirchenrechtliche sogenannte „Ergebnisse“ zielenden Verständigung zwischen den Konfessionen dar. Ihr Spezifikum

besteht vielmehr darin, dass sie dem Begegnungscharakter der Gespräche mehr zutrauen als nur ein schöner Rahmen für eine theologische Kommunikation zu sein, die man auch ohne die unmittelbare Erfahrung des Gegenübers führen könnte. Die Dialoge sollen nämlich *einen gemeinsamen Erfahrungsraum der Selbst- und Fremdwahrnehmung der Kirchen eröffnen*, der es ihnen ermöglicht, Stereotypen und Klischees durch die Begegnung und die Erfahrung zu hinterfragen und schließlich auch zu überwinden.

Mir ist klar, dass das nicht immer gelingt, sondern dass eine Veränderung durch Begegnung sich nur unter besonderen Konstellationen vollziehen kann, doch in der Geschichte unseres bilateralen Dialoges gab und gibt es mehrere solcher Sternstunden. Immer wieder wird in diesem Zusammenhang etwa die siebente bilaterale Dialogbegegnung vom 3. bis 7. Oktober 1984 in Kavalla genannt. Dort war man damals zusammengekommen, um unter dem Titel „Die Verkündigung des Evangeliums und die Feier der Heiligen Eucharistie“ das Gespräch über das Faith-and-Order-Papier zu „Taufe, Eucharistie und Amt“ zu führen und dies so zu tun, dass man die dogmatischen Selbst- und Fremdbeschreibungen ergänzte durch die Erfahrungen der kirchlichen Realität.

Theodor Nikolaou, der den damals neu in München eingerichteten Lehrstuhl für orthodoxe Theologie innehatte, sprach zum Thema „Evangelium – Eucharistie – Ökumene“ und verglich dabei nicht allein die lutherische und die orthodoxe Abendmahls*lehre*, sondern thematisierte ebenso und parallel dazu die *Praxis* der Gemeinden, die er in Westdeutschland Mitte der 1980er Jahre erlebte. Seine durch Augenzeugenschaft untermauerte Fremdbeschreibung der evangelischen Kirche blieb nicht bei einer Entfaltung des Lehrgehaltes der evangelischen Theologie stehen, sondern differenzierte und konkretisierte die lehrhafte, theologische Sicht durch die eigene Erfahrung.

In der Rückschau auf jene Dialogbegegnung betonten beide Seiten, das Sprechen über diese Erfahrungen von Kirchlichkeit sei ein wichtiger Beitrag gewesen, um einander tiefer als zuvor wahrzunehmen. Hier finden wir also ein Modell ökumenischer Verständigung, das einen vermeintlichen Erfolg oder Misserfolg der Gespräche nicht ausschließlich an der Annahme oder Ablehnung bestimmter Rechtspositionen durch den Partner festmacht, sondern die Aspekte der Erfahrung und der Begegnung als Dialogfaktoren ernst nimmt und der Begegnung eine Dynamik zutraut, die selbst Veränderung bewirken kann. Verständigung wird in diesem Modell nicht *gemacht*, sondern *erfahren*.

Ich wünschte mir, dass dieser Aspekt des Dialoges, Begegnung und Erfahrung als theologische Faktoren ernst zu nehmen, auch in Zukunft eine

entscheidende Rolle spielt. Es ist kein Zufall, dass der ostkirchliche Begriff der Erfahrung im neuzeitlichen protestantischen Pietismus aufgegriffen werden konnte, weil hier beide Seiten eine Brücke zueinander finden können, die die lebendige Gestalt gelebten kirchlichen Lebens als theologischen Faktor ernst nimmt. Vielleicht lohnt sogar der Erfahrungsbegriff in der orthodoxen und der evangelischen Theologie als gemeinsames Gesprächsthema?

In jedem Fall glaube ich, dass wir nur so, unter Einbeziehung der Erfahrung voneinander, die Stereotypen, die noch immer über einander existieren und die in den vergangenen Jahren meiner Ansicht gesellschaftlich eher stärker als schwächer geworden sind, überwinden können, indem wir der Begegnung eine Dynamik zutrauen.

Pflege einer eigenen kirchlichen Agenda

Zur Erfahrung und zur Begegnung gehört auch die Teilnahme am Gebet. Unsere Gespräche sind nicht nur irgendein Beziehungsgeschehen, sondern haben einen ekklesialen Charakter, sie sind gewissermaßen ein ekklesiales Beziehungsgeschehen, und wir dürfen und sollen deshalb auch gemeinsam Zeugnis geben. Wer als evangelische Theologin und evangelischer Theologe auf unseren bilateralen Dialog schaut, wird schnell erkennen, dass wir hier nicht erst seit dem Obertitel unserer hiesigen Begegnung ein gemeinsames Profil pflegen:

Eindrücklich ist mir als gemeinsames Zeugnis der Vortrag Seiner Allheiligkeit des Ökumenischen Patriarchen 2014 im Berliner Dom zum Thema der Nachhaltigkeit in Erinnerung. Unser Dialog hat dieses ganz wesentlich seit den 1990er Jahren vom Ökumenischen Patriarchen angestoßene Thema bereits in seiner elften Begegnung (21. bis 27. Oktober 1997 auf Rhodos) unter dem Titel „Der Kosmos als Schöpfung Gottes. Die Kirchen vor dem ökologischen Problem“ behandelt.

Trinitarische Theologie als Impulsgeberin für Sozialethik und Ökologie – so könnte man plakativ die Perspektiven umreißen, die unsere Delegationen auf Rhodos damals 1997 eröffneten: Wie der trinitarische Gott als Beziehung von Vater, Sohn und Geist (auch Heiliger Geist) gedacht wird, so sollen die Kirchen in ihrem gemeinschaftlichen Miteinander das von Liebe durchdrungene Miteinander der göttlichen Hypostasen abbilden. Dies ist der theologische Ansatz für eine Soziallehre, die das Menschsein als in Beziehung-Sein denkt. Zugleich macht diese relationale trinitarische Theologie auch den Gedanken der Interdependenz der Schöpfung plausibel: Die gesamte Schöpfung ist im Lob Gottes miteinander verbunden.

Wenn wir über die „Bewahrung der Schöpfung“ sprechen, so eröffnet uns dieser theologische Zugang die Möglichkeit, die Schöpfung nicht als ein Objekt zu verstehen, von dem wir selbst unterschieden sind und das wir als kostbares Eigentum zu bewahren oder zu schätzen hätten. Vielmehr, so sagt dieser Ansatz, sind wir selbst ein Teil dieses Ganzen.

Aus meiner Sicht ist das ein genuin theologischer und zugleich ungemein wichtiger Beitrag zur Ökologie, der eine Alternative zu den zahlreichen anthropozentrischen Sichtweisen eröffnet, die außerhalb des theologischen Diskurses vorherrschen. Umso wichtiger ist ein gemeinsames Zeugnis, das unterstreicht, dass die „Umwelt“ mehr ist als nur ein Anhängsel einer anthropozentrisch gedachten Welt. Denn eine solche gemeinsame Wortmeldung, wiederholt nicht einfach eine säkulare Naturschutzperspektive, sondern entfaltet einen genuin theologischen Ansatz, der Eigenes einbringt und zugleich ein gemeinsames Zeugnis der Kirchen ablegt. Die Rezeption solcher Impulse führte in der deutschen Ökumene 2009 zum Beschluss der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK), den orthodoxen „Schöpfungstag“ zukünftig als ökumenisches Fest zu begehen.

Wenn ich an solche Ansätze denke, möchte ich anregen, dass die Möglichkeit zum gemeinsamen Zeugnis bei unseren Begegnungen auch weiterhin von uns genutzt werden möge. Ich kann mir gut vorstellen, dass die Fragen der Nachhaltigkeit ebenso wie die Herausforderungen der Ethik, insbesondere der Medizinethik, ein solches Feld sein können, wo unsere Kirchen ein gemeinsames Zeugnis ablegen.

Gemeinsames geistliches Leben

Lassen Sie mich zusammenfassen: Wenn wir, wie der Ökumenische Patriarch im vergangenen Jahr in Tübingen gefordert hat, „auf dem Weg des Dialoges weiter voranschreiten“ wollen, dann sollten wir meiner Ansicht nach auf mehrere Faktoren achten, die unseren Dialog besonders wertvoll gemacht haben:

Wir sollten die spezifische Konstellation unseres Gespräches würdigen durch eine kontextbezogene Theologie; den Charakter unserer Begegnung als ein kirchliches Beziehungsgeschehen wahrnehmen, bei dem die Kategorie der Erfahrung eine Schlüsselrolle spielt; dort, wo wir dies können, auch gemeinsam Zeugnis geben.

Untrennbar mit diesem gemeinsamen Zeugnis verknüpft ist die Bedeutung des geistlichen Lebens für unseren Dialog: Unser Sprechen wird von einem gemeinsamen geistlichen Leben begleitet, weil wir unser theologi-

sches Bemühen in den Horizont des göttlichen Segens stellen. Ich habe schon beim Blick auf die Dialoghermeneutik erwähnt, inwieweit dieser Gedanke eine konkrete Ausprägung in dem Format unserer Begegnungen gefunden hat, würde ich diesen Gedanken durch eine Zuspitzung noch verstärken wollen: Durch den geistlichen Rahmen gestehen wir uns ein, dass das eigentliche Geschehen in den Dialogen unserer Verfügung entzogen ist. Dies heißt nicht, dass wir nicht planen, diskutieren, unsere Ansichten vertreten und unsere Ziele verfolgen sollten, sondern dass wir dies in einem ganz besonderen Rahmen tun, der sich von anderen Kontexten unterscheidet.